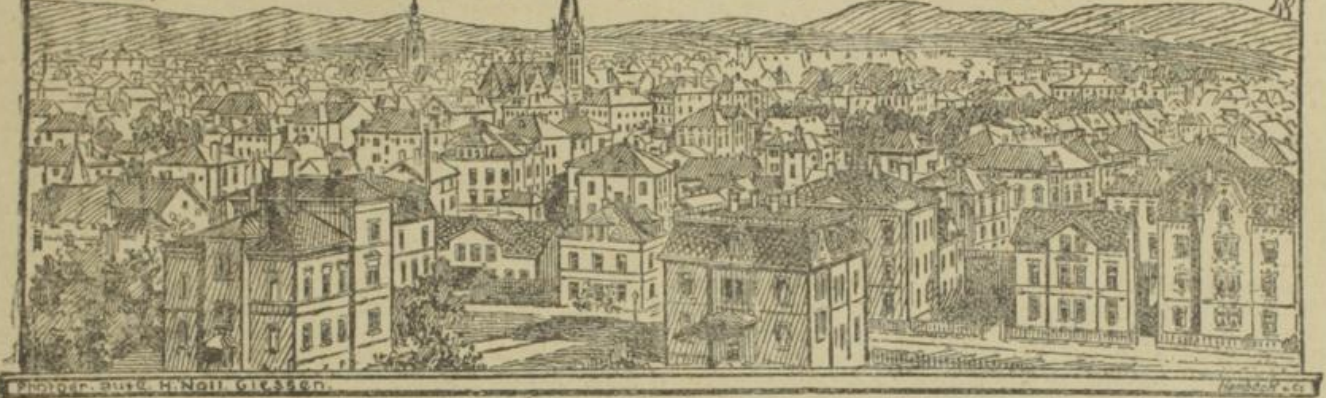


# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Ein Frühlingstraum.

Roman von Fr. Lehne.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Ein liches Rot färbte einen Augenblick Marys bleiches Gesichtchen; mit großem ruhigem Blick entgegnete sie: „Mein, gnädige Frau, daran habe ich nicht gedacht! Man träumt wohl manchmal mit einem jungen, törichten Mädchenherzen einen Traum von Glück und Liebe — aber dann kommt das Leben mit seiner rauhen Hand und zeigt, daß schließlich das wahre Glück getreue Pflichterfüllung ist — daß der einzelne sich der Gesamtheit unterzuordnen hat! — Mein Beruf bringt mir die lautersten Freuden! Ich kann Ihnen nicht schildern, was ich empfunden habe, als ich vorige Woche einem trostlosen Vater drei liebe Kinder, die an Scharlach und Diphtheritis erkrankt waren, als genesen überlassen konnte, während die Mutter der Kinder im Wochenbett lag. Können Sie sich die Gefühle der armen Frau vorstellen, die tatelos daliegen mußte? Es war sehr anstrengend für mich, jene Pflege — und doch, wie reich war ich belohnt durch die Freudentränen in den Augen der Eltern! — O ich könnte Ihnen da vieles erzählen — man bekommt Einblick in manches Menschenleben und Menschenleid, was man nie geahnt hätte, woran man achtlos vorübergeht.“

Gabriele schwing einen Augenblick; dann sagte sie leise: „Ich habe noch nie so recht darüber nachgedacht; man beachtet so vieles nicht —“

— Hasso wurde wieder unruhig; er phantasierte und verlangte ständig nach dem Papa, sowie dem Großpapa. Mit fester Hand hielt ihn Mary und unterstützte ihn bei den krampfhaften Hustenanfällen, die das kleine Körperchen erschütterten.

„Gehen Sie, gnädige Frau,“ bat sie, „der Anblick regt Sie unnötig auf.“

„Nein, nein,“ jammerte Ella, „ich bleibe.“ Wider Willen mußte sie Mary bewundern, die so still und geräuschlos und doch so energisch ihres Amtes waltete. Der Anfall gab sich, und stöhnend lag Hasso da. „Armes Kind,“ leise, fast unmerklich strich Mary über sein Köpfchen.

„Wird er leben?“ fragte Gabriele angstvoll. Ihr Muttergefühl regte sich doch, als sie sah, wie das Kind sich quälen mußte.

„Doktor Kornelius ist ein tüchtiger Arzt; er wird ihn schon durchbringen, wenn ich Ihnen auch nicht verhehlen kann, daß der Fall ernst liegt. Der Kleine scheint aber eine kräftige Natur zu haben, trotzdem er sehr zart aussieht.“

Schweigend saßen die beiden Frauen da und lauschten auf die schweren Atemzüge des Kindes, das sich jetzt beruhigte. So verging eine geraume Zeit, ohne daß die beiden ein Wort wechselten. Da hörte man eine Tür schlagen.

Gabriele fuhr zusammen; das war Wolf, der eben heimgekommen. Sie warf einen verstohlenen Blick auf Mary, die das wohl kann gehört hatte; ihre ernst blickenden Augen ruhten unverwandt auf dem Kind. Nach einer Weile wurde behutsam die Tür des Krankenzimmers geöffnet, und Wolf trat ein. Sein erster Blick fiel auf die schwarze Gestalt am Bettchen; das mußte wohl die Pflegerin sein, die Doktor Kornelius mitbringen wollte; ihr Gesicht konnte er nicht sehen. Leise trat er näher und fragte seine Frau: „Wie geht es Hasso?“

„Jetzt besser — er ist ein wenig eingeschlummert,“ lautete deren Antwort.

„Gott Lob,“ kam es aus seiner tiefsten Brust.

„Wolf,“ fuhr seine Frau fort, „Wolf, Schwester Konuelso ist uns in der Tat eine Hilfe; der Arzt hätte sie uns schon früher bringen können; sie weiß Hasso wunderbar zu beruhigen.“

Er wandte sich der Schwester zu und wollte etwas sagen; jedoch das Wort erstarb ihm auf der Zunge — Mary hatte die Augen erhoben und groß ruhte ihr Blick in dem des einst so heiß geliebten Mannes, während ihr Herz so ungestüm klopfte, daß sie fürchtete, man könnte es hören — Starr vor Bestürzung stand Wolf da, keines Wortes mächtig. Krampfhaft umfaßte seine Hand den Rand des Bettchens, und weit beugte er sich vor, der Schwester ins Gesicht zu sehen. Wessie ihn denn ein Spul? Da sah sie ja, an die er Tag und Nacht gedacht, seine Mary, sein Märchen — am Bette seines Kindes! Es war kein Traum — es war Wirklichkeit! Kein Ton kam über seine Lippen; wie betäubt stand er da — Starr seine Augen auf ihr süßes Gesicht heftend.

— „Was ist dir, Wolf?“ schlug die Stimme seiner Frau an sein Ohr. Er schreckte zusammen und strich mit der Hand über die Stirn. Ein Blick in Ellas gespanntes Gesicht mit dem triumphierenden Ausdruck sagte ihm, daß sie ebenfalls Mary erkannt, daß sie sich an seiner Bestürzung weidete — eine tiefe Verachtung gegen sein gewissenloses, herzloses Weib quoll in ihm auf.

„Nichts!“ entgegnete er hart und ging aus dem Zimmer, ohne ein Wort für die Schwester zu haben, die mit geistigen Augen da sah. Ein hohnvolles Lächeln umspielte Gabrielens Mund — dieser Augenblick entschädigte sie für vieles. Zwar hatte kein Zug in Marys Gesicht deren innere Bewegung verraten; jedoch mit dem geschärften Gefühl der Eifersucht hatte Ella gesehen, wie es Mary bei Wolfs Anblick gepackt hatte! Und dieser erst! So fassungslos war er ihr noch nie erschienen. Ganz gebrochen war er ja hinausgegangen, so hatte ihn dies plötzliche, unvermutete Wiedersehen ergriffen! — Nach einigen Minuten sagte sie zur Schwester: „Ich kann mich wohl jetzt ruhig auf ein Weilchen entfernen? Hasso schläft ja, und ich muß mich meinem Manne doch auch widmen. Er klagt schon über Vernachlässigung meinerseits — aber seit das Kind krank ist, habe ich keinen Gedanken an etwas anderes!“

„Gewiß, gnädige Frau — Sie können ruhig gehen.“  
lautele Marys Antwort.

Nun war sie allein! Ein tiefer Atemzug hob ihre Brust. Gott Lob, das erste, so gefürchtete Wiedersehen war vorbei. Siegt galt es, Kopf hoch, und dem Zanber, den Wolf auf sie ausübte, zu widerstehen. Ach, das Herz war noch nicht gestorben, wie sie gewöhnt; es war ein gar ungeberdig Ding, und sein ungestümes Klopfen drohte ihr die Brust zu sprengen. Aber sie wollte sich mit aller Kraft gegen jeden Einfluß wehren — sie wollte nicht denken an vergangene Zeiten — nur an ihre Pflicht und weshalb sie hier war. Liebkosend lag ihr Blick auf dem Gesicht des Knaben. Wie er ihm gleich — er hatte doch nichts von der rosigten blonden Mutter. Fast unmerklich hauchte sie einen Kuß auf das kleine Händchen, das, zur Faust geballt, unruhig auf dem Deckbett hin und her glitt. Gabriele ließ da fragen, ob Schwester Consuelo mit ihnen essen wollte, jedoch diese dankte, sie konnte nicht daran denken, das Kind auch nur einen Augenblick allein zu lassen. So wurde ihr das Essen auf ihren Wunsch im Zimmer serviert, wovon sie allerdings nur wenige Bissen genoß. Nach neun Uhr kam Doktor Kornelius noch einmal. Die Eltern des kleinen Patienten waren am Krankenbett; jedoch vermied dieser der Schwester noch verschiedene Verhaltensmaßregeln erteilt, und Gabriele blieb zurück. Das Zimmer war nur schwach erhellt; die Lampe war mit einem Schleier umhüllt, damit das grelle Licht gedämpft würde und Hasso nicht blendete. Es stand ihnen eine schwere Nacht bevor; das Kind lag in heftigem Fieber und phantasierte stark; verschiedene Hustenanfälle erschütterten dessen Körper dermaßen, daß er wie gebrochen in dem Arm der Schwester hing.

„Schwester — Schwester — was soll das werden!“ jammerte des Kindes Mutter, die weißen Hände ringend, „o, ich bin außer mir!“

„Nur Mut,“ redete Mary zu, „der Arzt hofft ja auch das Beste! Denken Sie auch an sich — legen Sie sich nieder —“

„Nein, nein,“ rief Ella, „ich bleibe bei meinem Kinde, bei Ihnen, ich helfe Ihnen — Sie schlafen ja auch nicht; lassen Sie uns zusammen wachen!“

„Ich habe in den letzten Tagen fast nur geschlafen, bin vollständig gekräftigt und an das Wachen gewöhnt; mir macht es also nichts! Aber Sie, Frau von Wolfsburg, können das nicht aushalten, schlafen Sie wenigstens ein paar Stunden, dann sind Sie frischer und widerstandsfähiger. Unterstützen Sie mich am Tage und vertreten mich dann, wenn ich ein wenig ruhe; wir müssen uns abwechseln.“ Sie wollte auch darum allein sein, weil Ella durch ihre Umständlichkeit und Hast ihr im Wege war; das konnte sie ihr allerdings nicht sagen. Endlich gehorchte diese Marys Drängen und glug.

Nun war Mary allein. Ein paar mal glaubte sie vor der Tür Schritte gehört zu haben; allein es kam niemand herein; sie mochte sich getäuscht haben! Aus Hassos Fieberphantasien entnahm sie, wie leidenschaftlich das Kind an seinem Vater hing — von der Mutter wollte es nicht viel wissen. — Es mochte gegen Mitternacht sein, als sich die Thür leise öffnete und Wolf herein trat. Erschreckt sprang Mary auf. Er winkte jedoch mit der Hand und sagte leise: „Erschrick nicht, Mary, ich will nur noch mal nach meinem Kinde sehen.“ Er trat ans Bettchen und neigte sich über ihn: „Mein Junge, mein armer, süßer Junge; Gott, o gib, daß ich ihn behalten darf.“ Aus den paar Worten klang ein so tiefer Schmerz, daß sie davon bis ins Innerste berührt wurde. Da berührte sie leise seinen Arm: „Lassen Sie Mut, Herr Hauptmann! Ich hoffe das Beste! Wäre nur die Krisis erst vorüber!“

Mit ihrem Blick wandte er sich um.

„Was willst du eigentlich hier? Wie kommst Du hierher?“

Mitleidig ruhte ihr Blick auf seinem Antlitz, in das die Sorge der letzten Tage tiefe Furchen gegraben hatte! Was mußte er leiden um das Kind!

„Ich hatte Doktor Kornelius versprochen, ein krankes Kind aus seiner Praxis zu pflegen. Als ich erfuhr, wofür ein Kind es sei, war es zu spät, zurückzutreten, ohne Argwohn zu erregen. Somit hätte ich dies Begegnen vermieden!“

„Und wie kommst du in dies Gewand?“ forschte er weiter.

„Ich hatte keinen anderen Zufluchtsort, wenn ich nicht schleust werden wollte!“ entgegnete sie.

Er hörte auf zu fragen, da der Knabe wieder unruhig wurde.

„Papa, Papa,“ kam es klagend und stöhnend aus seinem Munde, „bleibe du bei mir; Mama schlägt Hasso immer. Papa, nicht traurig sein, wenn auch Mama schilt; sie ist nicht gut. Aber Hasso hat Papa'n lieb; komm, gib Hasso einen Kuß!“ Er richtete sich hoch auf und blinnte mit den sieberglänzenden Augen um sich. „Warum kommst du nicht? Ach, du darfst nicht! Pash auf, Hasso kommt dann, Mama sieht es ja nicht, die ist mit dem Kabe fort.“ Und er schiedte sich an, aus dem Bette zu springen. Mit Gewalt mußte ihn Mary zurückhalten. Da schlug er nach ihr: „Geh, du böse Mama! Du ärgerst Papa immer, und da ist Papa so traurig!“ Er weinte und schrie, bis er erschöpft mit jagenden Pulsen in die Kissen sank, das Gesichtchen von dicken Schweißtröpfchen bedeckt. Behutsam bettete ihn Mary und erneuerte die Umschläge. „Kann ich helfen?“ fragte Wolf, dessen Gesicht sich bei Hassos Phantasien mit hoher Röte bedeckt hatte. Sie schüttelte nur mit dem Kopfe und beschäftigte sich weiter, bis Hasso ganz ruhig dalag. Wie ein breiter Schatten lagen die dunklen Wimpern auf den blassen Wangen; wie eingesunken und schmal das Gesichtchen in den paar Tagen geworden war. Hin und wieder zuckte es um seinen Mund; sonst war er ruhig. Marys Finger lagen über denen des Kindes wie behütend und beruhigend. Wolf hatte sich jetzt an die andere Seite des Bettes gesetzt, wo sonst immer Gabriele saß, und hestete seine Hände auf die schmale weiße Hand, die vorher so viel Kraft entfaltet hatte. Wie er sie so sorglich um Hasso bemüht sah, durchzuckte ihn der Gedanke — wie eine Mutter — und sie hätte es vielleicht sein können, wenn nicht — — und Mary saß mit niedergeschlagenen Augen da, fürchtend, in die seinen zu schauen. Hier in der Stille der Nacht sah sie mit dem geliebten Mann allein am Bette seines Kindes, das hätte sie sich nimmer denken können. Und da kam auch ihr der Gedanke — wäre es doch auch das ihrige und Wolf ihr Gatte — wie schön wäre das doch! Brennend ruhte sein Blick auf ihrem süßen Gesicht; er forschte und suchte in den klaren Zügen — sie kommt ihm so fremd und doch so vertraut in der einfachen Schwestertracht vor — es geht von ihr wie himmlischer Friede aus — da ist es, als zwingt sie sein Blick; sie hebt ihre Augen, senkt sie abet gleich wieder, errötend von der heißen innigen Zärtlichkeit, die ihr daraus entgegenstrahlt. Leise, behutsam legt er seine Hand auf die ihre, die darunter erbebt!

(Fortsetzung folgt.)

### Spinnstuben im Vogelsberg und in den angrenzenden Gebieten.

Von Dr. Hermann Holz, Gießen.

I.

Mit dem Wort Spinnstube verbinden wir die Erinnerung an die Zeiten der Großväter; wir denken an eine behaglich veränderte, matt beleuchtete Stube, wo die Mädchen im Kreise an ihren schmerzenden Näberrn sitzen und frohe Lieder erklingen lassen, während draußen die Schneeflocken im Winde treiben. Wir denken auch an die übermühten Burschen, die den Mädchen gar hold und zu tollen Streichen stets aufgeleitet sind. Aber das alles wissen wir nur aus Erzählungen, welche die eigene Einbildungskraft freischaffend näher ausmalt; denn nur wenigen hat sich Gelegenheit geboten, den Zauber der alten Spinnstube unmittelbar auf sich wirken zu lassen. Längst ist die Zeit entwichen, wo das Weinen für den Hausbedarf in der eigenen Familie gelovnen wurde. Mit der Einführung der Spinnmaschine ist das Spinnen zuecht aus den Städten und mit dem Ausbau der Verkehrswege auch aus den Dörfern verdrängt worden und fristet jetzt nur noch an einzelnen, meist abgelegenen Orten ein bescheidenes Dasein.

Die Erfindung des Spinnens gehört den ältesten Zeiten des Menschengeschlechtes an; vorgeschichtliche Kunde weisen auf das Vorhandensein von Spinngeräten hin. Die Negerkönige Afrikas, wie die Indianer Amerikas sind mit der Kunst des Spinnens vertraut. Nur die Art der Geräte und Werkzeuge ist verschieden; bis zu dem vollendeten Bau unseres Spinnrads, das für den gedachten Zweck die verfügbaren Körperkräfte voll ausnützt und die Arbeit so reich wie möglich fördert, stud die Wilden nicht vorgebrungen. Beobachtungen in der Natur, etwa das Emporwinden einer Schlingpflanze oder auch auf vergleichender Ueberlegung beruhendes eigenes Finden mögen das Spinnen bei den Völkern der Erde hervorgezogen haben. Das Vorkommenbedürfnis war besonders groß bei den Menschen der nördlichen Länder, und so wird es begreiflich, daß hier die Ausbildung der Geräte am vollkommensten gelungen ist. Aus dem gleichen Grunde mußten aber auch viele Hände tätig sein, um das Garn für die Weber zu liefern. Gar häufig lesen wir in alten Reichthümern, daß die Leute nicht genug Kleider hatten, um nur das dringendste Bedürf-

nis durchziehender Soldaten zu befriedigen. Wenn man erwägt, daß der ganze Bedarf an Wäsche und Tüchern auf dem Lande noch im Anfang des 19. Jahrhunderts im eigenen Hause gesponnen und gewebt wurde, wird man verstehen, daß sich die Hände der Spinner und Spinnerinnen fleißig rühren mußten, um die nötige Menge Garn fertig zu bringen. Die Spinnstube der alten Zeit stellt demnach — um mit dem volkswirtschaftlichen Ausdruck zu reden — eine gefällige Arbeit dar. Ueberall wo eine einfache, gleichmäßige Arbeit zu verrichten ist, vereinigen sich die Menschen gern, um durch Gespräche, Scherz und Gesang die Zeit zu kürzen. Auch die geistige Kraft des Menschen, die durch lange Gewöhnung bei der Arbeit nur wenig in Anspruch genommen wird, will sich betätigen. Gerade in der Landwirtschaft verbindet sich gern eine größere Schar Arbeiter zu gemeinsamer Tätigkeit. Jeder Winter weiß, daß seine Pflanzgesellschaft beim Einereuten der Trauben um so vergnügter und lustiger ist, je zahlreicher die Teilnehmer sind. Ähnlich pflegten die großen Bauern, wenn im September der Flachs gerupft wurde, immer viele Leute einzustellen. Die Waschfrauen, die allerdings ihrer Geschicklichkeit wegen berüchtigt sind, vereinigen sich an demselben Waschtage. Auch die Nagelschmiede suchten der einsamen Arbeit zu entkommen und taten sich meist in Gesellschaften von vier bis acht Mann in einer Werkstätte zusammen. Solche Werkstätten sind jetzt noch zahlreich in Unter- und Oberhessen in Thüringen anzutreffen, während sie bei uns im Taunus (Schmitten, Arnolds-hain) und im Vogelsberg (Groß-Felda, Raintrod bei Schotten) rasch dem Verfall entgegengehen.

Die Spinnstuben haben auch sonst mit den alten, ländlichen Handwerken mannigfache Berührungspunkte. Sie haben sich wie diese im Kampfe mit der Großproduktion meist da noch behauptet, wo der Boden und die Unwirtlichkeit des Klimas der Bevölkerung keinen auskömmlichen Verdienst in landwirtschaftlicher Arbeit sicherte. In Rheinhessen, in der Wetterau wird man vergeblich nach alten Handwerken und Spinnstuben Umschau halten. Der Boden ernährte seine Menschen, und eine einträglichere, wirksamere Gestaltung der Landwirtschaft sorgte auch im Winter für Beschäftigung. Anders wo der Boden nicht so reichen Ertrag abwirft. Da mußte man sich nach lohnender Nebenarbeit umsehen, um die langen Unterbrechungen in der landwirtschaftlichen Tätigkeit auszufüllen. Das konnte auf verschiedene Weise geschehen: entweder blieb man der alten Arbeit des Spinnens und Webens treu, oder man befaßte sich mit der hausindustriellen Herstellung von Gebrauchsgegenständen (Löffel, Messer, Nägel, Nadeln, Körbe, Reden, Besen usw.). Die Handwerke blühten auf, wo eine starke minderbemittelte Klasse vorhanden war; die Spinnstuben behaupteten sich, wo der behäbige Wohlstand und Genügsamkeit zu Hause waren. Voraussetzung aber ist dabei eine gewisse Abgeschlossenheit von den Hauptverkehrsstraßen; die Eisenbahnen haben die Erzeugnisse der städtischen Industrie rasch in Umlauf gesetzt und das Aufkommen des ländlichen Handwerks und das Fortbestehen der Spinnstuben unterbunden. Das ländliche Handwerk hat jetzt im Taunus, im Vogelsberg und Knüll Schiffsbruch erlitten; es konnte dem Ansturm der maschinellen Massenerzeugnisse nicht standhalten. Ebenso sind die Spinnstuben bis auf geringe Reste verschwunden.

II.

Wenn man nach den Gründen des Niedergangs der Spinnstube forscht, wird man von den Leuten auf dem Lande allgemein erfahren, daß der Flachsbaue und die Gewinnung des Garns zu mühselig seien, daß sich die Selbstbereitung der Leinwand nicht mehr lohne. Ohne Zweifel ist das auch der Hauptgrund für den Niedergang. Zahlreich und mühevoll sind die Arbeiten, die von dem Auskühlen des Leins an Johanni bis zum Aufspulen des Garns im übernächsten Winter erforderlich sind. Indes ist die Billigkeit der Maschinenwaren trotzdem nicht allein für das Zurückdrängen der Spinnstuben verantwortlich zu machen. Auch die Eitelkeit und die Sucht, es den Stadtleuten nachzutun, spielt keine geringe Rolle bei der Bevorzugung der meist gefälligeren und hübscheren Erzeugnisse der Maschine. Außerdem aber fehlt es den größeren Landwirten an billigen Arbeitskräften.

Die Schritttrache hat in übertragener Bedeutung verschiedene Ausdrücke aus dem Bereich der Spinnstube übernommen. Die Unachtsame konnte leicht „den Faden verlieren“ und es war oft schwer, auf der Spule „den Faden wiederzufinden und anzuknüpfen“. — Die Hechel besteht aus einem Brettchen, auf dem dreifantige scharfe Eisenzinken dicht im Kreise eingelassen sind. Durch diesen Büschel Zinken zieht die Bäuerin den Flachs, sie hechelt ihn. Die feinen langen Fäden, die sie nach mehrmaligem Durchstreifen auf der Hechel in der Hand zurückbehält, bilden den eigentlichen Flachs, der das beste Leinen liefert. Was beim Hecheln abfällt, ist Werg, der zu Sackleinen und zum Durchschuh bei großem Leinen verwandt wird. Man hechelt einen Menschen durch, wenn man in seiner Abwesenheit alle weniger rühmlichen Eigenschaften an ihm hervorhebt, wie man auf der Hechel den Werg aus dem Flachs herausreibt. — Das Garn wird von der Spule auf den Haspel gebracht, es wird gehaspelt; von dieser gleichmäßiger drehenden Bewegung stammen die Wörter: herunterhaspeln und abhaspeln.

Kulturarbeit, Straßenbau und Balzarbeit bringen den Leuten mehr ein, als sie beim Flachsbaue und Weben verdienen können. Auch die im allgemeinen sehr reichliche Niederlassung von Fabrikern auf dem Lande hat eine stattliche Anzahl Kräfte angezogen und zum Vordringen der städtischen Waren beigetragen. Damit geht Hand in Hand die Abwanderung vieler kleinen Leute nach den Mittelpunkten der Industrie. Zu erinnern wäre schließlich noch an die zahlreichen Familien, die ein kleines Stüchlein ihr Eigen nennen, und wo der Familienvater in der Stadt als Fabrikarbeiter seinem Verdienst nachgeht. Vor etwa 20 Jahren nahmen die wohlhabenderen Bauern im Winter einen Weber ins Haus, der die notwendigen Leinwand und Tuche webte. Der Mann war gewöhnlich aus demselben Dorfe, als im Hause undehrte abends nach der Arbeit zu seiner Familie zurück. Heute würde die Arbeit eines solchen Lohnwebers im allgemeinen zu teuer werden. Nur in abgelegenen Dörfern des Knülls (Steindorf und Rüdertsfeld) hat sich der Beruf der Lohnweber noch erhalten.

Mit dem Niedergang der Spinnstube sind manche Verluste verknüpft, die auf den ersten Blick nicht abzuwägen sind. Jedenfalls hat der besondere Reiz des ländlichen Lebens und Treibens starke Einbußen dadurch erlitten. Beim Ruppen des Flaches im September fanden im Vogelsberg besondere Festlichkeiten statt. Die kernigen Lieder, die oft von Dorf zu Dorf verschieden waren, schwinden mehr und mehr aus dem Gedächtnis. Die Gewohnheiten der Dorfbewohner nähern sich immer mehr der städtischen Art; die eigentümlichen Bräuche und Sitten machen einer öden Einförmigkeit Platz. Der Sinn für die Besse der Eigenart geht verloren, und die nüchterne Lebensauffassung, die keine idealen Güter kennt, gewinnt die Oberhand. Aber auch in sittlicher Hinsicht ist der Niedergang des Spinnens und Webens zu beklagen. Um diesen Satz deutlicher zu machen, möge hier eine Stelle aus dem Briefe eines Bürgermeisters folgen: „Es tut uns leid, daß wir nicht mit mehr Geschäften (gemeint sind Handwerke) dienen können; denn bei Geschäften wurde der Mühsal nicht so gestraft wie bei der Waldarbeit; wenn es dunkel ist, ist es fertig und bei Regen und dickem Schnee auch. Da ist es bei Geschäften anders, da wird die Jugend ihre gesellschaftliche Zeit beschäftigt.“ So äußert sich in häßlicher Form der Bürgermeister eines Dorfes, dessen Bewohner vor dreißig Jahren zum größten Teil — 75 Prozent nach seiner eignen Mitteilung — Hausmachertuch anfertigten. Offenbar hat er in jüngerer Zeit, wo Spinnen und Weben in seinem Dorf gar nicht mehr in Übung sind, trübe Erfahrungen gesammelt. Ebenso habe ich von anderer Seite oft darüber klagen hören, daß die Jugend an den langen Winterabenden keine richtige Beschäftigung mehr habe, in den Wirtschaften keine nützliche und interessante Nebenarbeiten im Munde führe. Jede Umbildung der wirtschaftlichen Verhältnisse bringt Gefahren für die Beteiligten mit sich, und erst allmählich findet ein Anpassen an den Fortschritt der Zeit statt. Die alten Spinnstuben lassen sich nicht wiedererwecken, jeder Versuch in dieser Richtung wird scheitern; für uns kann es sich nur darum handeln, das landschaftliche Kennzeichen in den neuen Formen zu wahren und zu beleben.

III.

Unsere Wanderung zu den alten Spinnstuben im Vogelsberg führt uns zunächst nach Hofmannsfeld bei Mitzfeld (an der Bahnlinie Stockheim—Lauterbach—Fulda). Dort und in dem noch abgelegeneren Reiches ist der Spinnbetrieb heute noch in vollem Gange. In den Nachbarorten Dörsenau, Eichenhain, Eichenrod und Dörsenau wird nur noch wenig in den Spinnstuben gesponnen. Wie in Engelrod, dem größten Ort der Gegend, stricken und häkeln die Mädchen meist bei ihren abendlichen Zusammenkünften. Wer sich unsere Vogelsberger Spinnstube einmal ansehen will, der fahre über Mitzfeld (von Frankfurt am besten über Fulda), Lauterbach nach Mitzfeld und von da mit der Post nach Engelrod und nehme bei dem gastlichen Bürgermeister Quartier. Von diesem Standort aus kann er dann die Spinnstuben bequem besuchen. Der Weg nach Hofmannsfeld führt an dem Galgen bei Dörsenau vorbei, und Reiches erreicht man auf Pfaden über die in herrlicher Einsamkeit gelegene Dörsenau; beides zwei bedeutsame Denkmäler, Zierden der Landschaft. Nicht weit von Engelrod liegt der andere Mittelpunkt der alten Spinnstuben: Obermoos mit den umliegenden Dörfern Niedermoos, Gunzenau, Mezlos, Mezlos-Gehag, Schledtenwegen. Von Hieseln aus erreicht man Obermoos am raschesten über Mitzfeld, Lauterbach. Auf der Strecke Lauterbach—Stockheim steigt man in Grainsfeld-Haltepunkt aus, und von da geht man zu Fuß in einer Stunde nach Obermoos; wer bequem ist, läßt sich von dem Gastwirt Lind mit dem Wagen abholen. Obermoos, westabgeschieden, freundlich an den großen Teichen gelegen, wird Gott sei Dank nur selten von Fremden besucht. Es ist einer der wenigen Orte in Oberhessen, die ihre Ursprünglichkeit noch rein bewahrt haben. Die Häuser sind alle in Fachwerk erbaut, und die Dorfstraßen sind mit den zu niedrigen Mauern aufgeschichteten Bohlenblöcken eingefast, die man auf den angrenzenden Wiesen aufgefleht hat. Die mit Wildenten stark bedrückten Teiche verleihen der Lage des Dorfes im weiten Umkreis etwas Einzigartiges. Die Bewohner spinnen und weben noch fast alles Leinen und Tuch, das sie für Wäsche und Kleider nötig haben. In jedem Hause steht noch ein Webstuhl. Im Winter 1912/13 gab es in Obermoos noch drei Spinnstuben. Auch die Männer wimmeln noch zu Hause in der Familie, wenn Leinen gemacht wird.

Am der nördlichen und östlichen Abdachung des Vogelsberges haben sich also die Spinnstuben vereinzelt bis in unsere Tage erhalten. Es läßt sich auch bei genauer Kenntnis der wirtschaftlichen Verhältnisse des Berges nicht mit Bestimmtheit sagen, welche Umstände im einzelnen Falle zum Festhalten am Alten geführt haben. Doch scheint die Ablegenheit von wichtigen Verkehrs- wegen und größeren Orten in Verbindung mit dem Fehlen von industriellen Werken für die Bewahrung der alten Ueberlieferung maßgebend gewesen zu sein. Zuweilen mögen aber auch rein örtliche Gründe die Fortdauer des alten Zustandes verurteilt haben. Die genannten Orte treiben besonders Viehzucht und erfreuen sich eines ziemlich Wohlstandes; im Winter stockt die Arbeit, und da war es, wenn man nicht zur Hausindustrie übergehen wollte, recht natürlich, Spinnen und Weben weiter zu pflegen, um auch im Winter eine Beschäftigung zu haben. Wenn diese Arbeit auch nicht mehr so lohnend war, so behielt man sie doch bei, um nicht zum Müßiggang verurteilt zu sein. Wenn dann noch gewichtige Persönlichkeiten des Dorfes für den Flachsbau eintreten und ihren Müßiggängern ein Beispiel gaben, konnten die Spinnstuben sogar in ihrer alten Blüte erhalten werden (Hoppmannsfeld). Trotzdem aber ist ihr Absterben in den nächsten Jahrzehnten sehr wahrscheinlich: bald dürften wie in Thüringen Karstwagen die Kaufleute mit den südtürkischen Waren bis in die entferntesten Winkel bringen, Eisensteingruben dürften in Betrieb gesetzt werden — und dann lebt wohl ihr letzten Spinnstuben!

Um die Viste der Spinnstuben in Hessen voll zu machen, sei noch erwähnt, daß auch in Runkshain an der Nordgrenze Oberhessens (bei Reulshausen an der Main-Weser-Linie) noch tüchtig gesponnen wird. In der Schwalm, im Runk (Habsoldshausen, Herzogsfeld, Steinborn, Müdertsfeld und anderen Orten) und im Hohen Westerwald (Triedorf, Stein-Runk) sind die Spinnstuben auch noch nicht ganz erloschen. Recht zahlreich sind sie noch im Kurhessischen, in der Gegend von Biedenkopf und Wetter, vertreten. Die Hauptorte sind hier: Herzhausen, Damshausen, Friedensdorf, Buchenau, Treisbach, Amönau, Niederasphe, Oberasphe, Unterosphe, Oberosphe, Mellnau. Inbess ist überall ein deutlicher Rückgang zu bemerken. (Fortsetzung folgt.)

### Deutsche Titel- und Ordenssucht.

Von Otto Gildemeister.\*

Ziemlich allgemein findet man, daß die Entwicklung unseres Ordens- und Titelwesens unserem öffentlichen Leben eine Physiognomie aufgeprägt hat, die uns, im Vergleiche mit anderen vorgezeichneten Nationen, nicht zum Vorteil gereicht. Ziemlich allgemein, sagen wir, ist dies die Ansicht der Presse und wohl auch des Publikums. Aber es gibt auch eine entgegengesetzte Stimmung, die auf dem krankhaft überreizten Gefühle beruht, daß alles Deutsche herrlich und tadellos und daß es eine Verübung sei, wenn man behauptet, daß bei anderen Völkern dies und jenes besser sei als bei uns, den Enkeln Armins, Barbarossas und Luthers. Es sind daher auch Urteile laut geworden, denen zufolge die Tadler gegen berechnigte deutsche Eigentümlichkeiten freveln, die tiefere Bedeutung der Völker, Kreuze und Sterne und der Titel verkennen, das Ausland auf Kosten der Heimat loben wohl gar aus purem Neide, weil sie selbst nicht dekoriert wurden, den ehrenvollen Schmutz Höherstehender bespötteln.

Die Verständigten unter denen, die solche Erörterungen abgenommen haben, sind noch diejenigen, die da sagen: Freilich sind diese Dinge, die ihr kritisiert, nicht sehr schön, aber, du lieber Himmel, die menschliche Eitelkeit ist einmal vorhanden und unansrottbar, und sie ist nicht bloß in Deutschland und im neunzehnten Jahrhundert anzutreffen, sondern sie ist allen Völkern gemeinsam und sie ist so alt wie die Pyramiden oder vielmehr wie das Menschengeschlecht selbst. Analoge Erscheinungen wie unsere Ranglisten und Ordensverzeichnisse haben wahrscheinlich schon bei den Menschen der Urzeit existiert, und jedenfalls existieren sie heute, wohin man auch blicken mag, bald in dieser, bald in jener Gestalt, bei Gottentotten und Australnegern nicht minder als in Beking, Petersburg und Paris. Ob man stolz ist auf einen Nasenring, eine Tätowierung, oder auf einen Stern von Silberblech, das macht im Wesen keinen Unterschied, und man sollte daher das, was so allgemein ist, nicht unseren Landsleuten zum besonderen Bohnenspruch machen.

Darin liegt etwas Wahres, aber es beweist zu viel. Wenn wir den Wesen vor unserer Tür rasen lassen müssen, weil vor anderen Türen Unrat liegt, so wird die Strafe niemals rein werden. Es ist ganz richtig, daß sogar die Wilden und die Barbaren allerlei künstliche Mittel anwenden, um ihren Umgebungen

zu imponieren, aber damit ist nicht gesagt, daß der zivilisierte Mensch hingehen und dergleichen tun müsse. Im Gegenteil, man sollte denken, die Moral dieser ethnologischen Tatsache weise in eine ganz andere Richtung. Höhere Kultur wendet sich geringerschädig von dem Flitterstaat ab, der darauf berechnet ist, die Aufmerksamkeit auf die geputzte Person, wohl gar vorzugsweise auf ihren Körper zu lenken. Mit der Zunahme der Bildung pflegen Pomp und prahlendes Auftreten zu schwinden, Meibung, Zerknietel und Redeweise sich zu vereinfachen. Griechen und Römer bildeten in ihrer guten Zeit durch ihr schlichtes Wesen einen vornehmen Gegensatz gegen die prahlenden Aiaten, sie erscheinen uns als wahre Menschen neben törichtem Kindern. Ohne Zweifel haben auch sie ihre Eigenliebe, ihren Ehrgeiz und ihre Eitelkeit gehabt, aber sie suchten für die Befriedigung dieser Begierden edlere Formen als äußerlichen Schmuck und inhaltslose Wörter, und vor allem, sie bedienten sich dieser Formen mit einer Spar-samkeit, die alle Mittelmäßigkeit ausschloß. Nur dem wirklichen und nur dem seltenen Verdienste winkte der Lorbeerkrantz und die Eichenkrone, und nur dem wirklichen Amte und Machtbesitze gö-bährte der kuralische Sessel und der Purpurstreif.

Die moderne Menschheit zu der Schönheit des hellenischen Lebens zurückzuführen zu wollen, wäre eine Utopie. Aber nicht ganz ausichtslos und sicherlich nicht unpatriotisch ist es, gegen die Unnatürlichkeiten und Sächlichkeiten, die bei uns Gesellschaft und Staatswesen zu überwuchern drohen, das Wort zu ergreifen, und den durch Gewohnheit abstumpfenden Sinn für das Väterliche der Petersburger und Befinger Ideale von Zeit zu Zeit wieder zu schärfen. Andere Völker haben vielleicht in andern Dastern, vielleicht in schlimmeren Dingen den Vorrang vor uns, aber das ist kein Grund für uns, die Hände selbstgefällig in den Schoß zu legen und Gott zu danken, daß wir so relativ musterhaft sind. Es ist leider unabweisbar, daß, so reich auch die übrigen Völker des Okzidents an Höfen sozialer Eitelkeit sein mögen, Deutschland sie doch sämtlich weit übertrifft an Massenhaftigkeit, an pedantischer Klassifikation, an Ausdringlichkeit der äußeren Formen und auch, nach unserem Gefühle wenigstens, an Geschmacklosigkeit. Man sagt, daß für jeden Buchstaben unseres Alphabets wir einen mit Rat zusammengelesenen Titel aufweisen können. A und B natürlich ausgenommen, und daß nur auf U sich kein Rat meldet außer Unrat. Und all diese Titel sind im Verkehr und Umgang lebendig, wennschon oft genug ohne alle Substanz. Man sagt, daß an Kombinationen, deren die preussischen Ordensdekorationen fähig sind, es viele Hunderte gibt und daß niemand, seit dem Tode Kaiser Wilhelms I., sie alle kennt. Daß ferner unsere deutschen Titel in Komposition und Klang etwas Kleinstädtisches, Unästhetisches haben, beweist der Eindruck, den sie machen, sobald sie mit wirklich großen Namen zusammenreffen. Hofrat von Schiller zum Beispiel! Inbess das ist nicht das schlimmste. Die eigentliche beklagenswerte Seite der Sache liegt darin, daß allmählich hinter dem sich ausbreitenden Rang-, Titel- und Ordenssystem der Mensch, der rein persönliche Wert in den Hintergrund verschwindet, und der Umstand, wie einer heißt, wichtiger wird, als was einer ist. So hängt schließlich diese auf den ersten Blick oberflächliche Entstellung doch mit tieferen Schäden zusammen.

### Rösselsprung.

			jedem	welt			
			vergib	was	man	schö	
		das	lag	wird	mit	die	weiß
den	herz	noch	der	nicht	das	ner	tieffte
blühen	qual	mag	atmes	nicht	tal	den	blüht
		wer	will	nun	alles	es	ternste
			sich	enden	nun	wen	
					alles	muß	

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Reithmogriffs in voriger Nummer:  
Main — Anna — Sagan — Camana — Agn — Gans —  
Nain — Als; Mascagni.

\*) Diese Betrachtungen, die wir der erscheinenden neuen Auflage seines prächtigen Buches „Aus den Tagen Bismarcks“ (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig) entnehmen, schrieb der berühmte Essayist 1891, als der Prozeß gegen einen Bureauvorsteher des Kaiserlichen Zivilkabinetts wegen Vorkpiegelungen in Ordens- und Titelangelegenheiten und wegen Unterschlagungen in Deutschland viel Staub aufwirbelte. Sie sind auch heute noch lesenswert und von aktueller Bedeutung.